

1855. auf. 46. 22

Der Satellit erscheint als Beiblatt der Kronstädter Zeitung jeden Samstag und kann nur mit dieser Zeitung pränumerirt werden.

Der Satellit.

Der Pränumerationspreis für Satellit und Kronstädter Zeitung beträgt halbjährig ohne Postzusendung 4 fl., mit postfreier Zusendung in die k. k. Staaten 5 fl., ins Ausland 6 fl. 36 kr.

Conversationsblatt zur Kronstädter Zeitung.

Nr. 20.

Samstag, den 19. Mai 1855.

16. Jahrgang.

Eine Kriegspredigt der Times.

„Wie es scheint“ — so beginnt der erste Leitartikel in der heutigen Times — hat sich unserer öffentlichen Charaktere eine höchst unvernünftige und in unsern Augen ganz unerklärliche Sehnsucht nach Frieden um jeden Preis bemächtigt. Diejenigen, die voriges Jahr von nichts anderem sprachen als wie sie Rußland demüthigen, sein Gebiet verengen, seine Macht verkürzen, seine Westen stürmen, die Donau und die Dardanellen erschließen, und es aus den transkaukasischen Provinzen treiben wollten, und die es sich zu unendlichem Lob anrechneten, daß sie nicht gleich im Beginn die Fahne jeder durch die Hand der Caren begrabenen Nationalität gegen den Feind entfaltet, dieselben Politiker sind jetzt mit wenig mehr als dem status quo ante Bellum zufrieden, und streben bloß nach einer nominellen Beschränkung der russischen Seemacht im Pontus, um ihre wirkliche Schmach und Rückendreherei mit dem Schein errungenen Zugeständnisse hemänteln zu können. — Die Gründe, mit denen diese memmenhafte Politik in Kabinetten und Coteries verfochten wird, sind dem Publikum noch wenig bekannt; aber wir glauben, sie laufen ungefähr auf Folgendes hinaus: Erstens, heißt es, sind alle Friedensbedingungen, die Rußland fesseln sollen, so gut wie überflüssig, da England und Frankreich, so lange sie geeinigt bleiben, ohnehin stark genug sind, um Mäßigung zu erzwingen, und wenn ihre Einigung aufhört, alle Stipulationen der Art ihre Zwangskraft verlieren. Dann sagt man, daß wir Alles auf die Karte eines einzigen Menschenlebens einsetzen; und endlich sei Rußland zur See unnahbar, während wir, Dank dem Bankrott unseres Militärsystems, zu ohnmächtig seien, um es zu Land anzugreifen. Wahrscheinlich verbirgt sich hinter dem Allen auch die geheime Ueberzeugung, daß die Dauer des Krieges einen Geist der Försichung begünstigt und zu Resultaten voll Nachtheil für jene Oberherrschafft führt, welche unsere regierende Clique am vollständigsten in den Armeedepartements behauptet.

Das erste jener Argumente scheint vorauszusetzen, und erfordert in der That als Bedingungen seiner Stichhaltigkeit, daß ein unehrenhafter Friede weder die Wirkung habe, Englands und Frankreichs Kraft zu schwächen, noch die Rußlands zu erhöhen, denn sonst wäre es doch eitel zu erwarten, daß Mächte, welche nach ihrem eigenen Bekenntniß ganz außer Stande sind Rußland zu bändigen, dies künftig zu thun vermögen werden. Aber werden England und Frankreich, nach dem Abschluß eines ehrlosen Friedens, nicht schwächer, oder wird Rußland nicht stärker dastehen? Ein Name von gutem Klang ist kein unwesentliches Element zum Erfolge. Es gibt keinen kleinen Hof in Europa, wo man nicht dem Czaren Lob und Preis singen wird, wo nicht hofrende und soldliebende Leute seinen Triumph über seine Pralhansigen Feinde feiern werden. Preußen, Schweden und Dänemark werden verzweifelnd die letzte Hoffnung auf eine unabhängige Existenz fahren lassen, und Oesterreich, erschöpft durch die Kosten einer bewaffneten Neutralität, welche größer als die Kosten des Krieges selber sind, wird darnach streben müssen (?), den Jorn den es herausgefordert hat, zu beschwichtigen. Ueber die Lage der Türkei in solchen Fällen brauchen wir kaum zu sprechen. Ihre Hilfsmittel sind auf den Grund erschöpft, ihr Nationalgeist und Muth dahin, ihre Staatsmänner feil, und im Rath des Reiches herrscht die Uneinigkeit. Die Länge des Krieges und die Gegenwart großer Heere aus dem Westen haben ihr altes System in Trümmer geschlagen, ohne ein neues zu schaffen, und die Allirten können das Reich nur unendlich schwächer zurücklassen als sie es gefunden.

Nachdem wir also die Türkei geschwächt und Rußland gestärkt hätten, würden wir uns aus dem Kampf zurückziehen mit dem sicheren Bewußtsein, die Katastrophe, zu deren Abwehr wir 1854 zum Schwert griffen, sehr beschleunigt zu haben. Noch könnte es uns gleichgiltig bleiben, daß Rußland in den Augen Asiens so wie Europa's seine Ueberlegenheit über die Westmächte entschieden festgestellt hätte. Nicht eine Hütte gibt es, die an den Abgründen des Himalaya nistet, nicht ein Zelt auf den Steppen der freien Tartarei, nicht ein Dorf in China, Indien oder Persien, wo die Kunde von unserer Niederlage und Unterwerfung verschwiegen bliebe. Wie würde es inzwischen daheim ergehen? Die Heere Englands und Frankreichs würden heimkehren, gekrönt mit blutigen und unfruchtbaren Lorbeeren, siegreich in Schlachten, aber besiegt durch das Schicksal des Krieges überhaupt, unzufrieden mit sich selbst, und schlecht aufgelegt, einander Gerechtigkeit widerfahren zu lassen. Jene bittere Anklagen und Gegenanklagen, die das Mißgeschick nie hervorzurufen ermangelt, würden sicherlich losbrechen, und die glimmende Asche alten Großes und alter Eifersüchteleien würde gewiß wieder zur hellen Glut angeblasen werden. So würde in beiden Ländern eine dem andern feindliche Stimmung erzeugt, und jene herzliche Allianz, die man mit Recht als einen reichlichen Ersatz für die Wagnisse und Opfer des Krieges betrachtet, wäre in der dringendsten Gefahr mitten unter den Griesgrämigkeiten des Friedens zu erlöschen. Noch können wir uns verhehlen, daß die Gefahr, die wir laufen, indem wir so sehr auf ein einziges unsicheres Menschenleben bauen, zum Furchtbaren gesteigert würde durch einen Frieden, welcher den mißvergnügten Parteien in Frankreich Gelegenheit gäbe, eine vor Allem im Punkt ihres militärischen Ruhmes empfindliche Nation auf den Gedanken zu bringen, daß das zweite Kaiserreich durch einen schlecht geleiteten Krieg und einen schimpflichen Vertrag den Waffenglanz des ersten getrübt hat. Der Stahl des Muehlmörders dürfte immerhin abgleiten, aber doch bliebe die Gefahr eines Aufstandes jener unruhigen Bevölkerung vorhanden, welche seit Ludwig XIV. Tagen kein Herrscher in Frankreich vollkommen zu zähmen und zu bändigen vermochte. Nehmen wir einen Dynastiewechsel an, und wie groß ist die Wahrscheinlichkeit, daß das erste, was die neue Herrschafft zu thun hätte, darin bestände, die Volkstimmung in das tief getretene Geleise der ehemaligen Nebenbuhlerschafft gegen England zu lenken! Wenn wir dieser Gefahr entgegengehen, wie lange wird ein solcher Friede währen? Wir müßten uns entweder bescheiden, eine Provinz nach der andern hinter der ewig vorrückenden Grenzlinie Rußlands verschwinden zu lassen, oder zum zweiten Mal, mit geschmälertem Ruf, verringertem Selbstvertrauen und mit schwächeren Allianzen, einem Feinde entgegentreten, der durch die Erfahrung des frühern Kampfes genaue Kenntnisse seiner eigenen Schwäche und Stärke gewonnen hätte. — Noch hat uns in diesem Kriege kein Unglück betroffen, das wir nicht auf den Mangel an Voraussicht in unserm Rath und auf die Verderbtheit unseres Systems zurückführen können. Es ist durchaus nothwendig, das Land in Vertheidigungsstand, und an die Stelle des veralteten Schlandrians eine geschäftsmäßige, tüchtige Organisation zu setzen. Zu diesen Aufgaben bedürfen wir des schonungslosen Kriegsporns. Wir können und dürfen uns nicht zutrauen, daß wir im Frieden die Krebschäden heilen werden, die der Krieg enthüllt hat. Zu viele haben ein Interesse an der Verheimlichung des wahren Standes der Dinge, als daß wir uns auf einem andern als den praktischen Probitstein verlassen dürften, welchen die Operationen des Krieges allein gewähren.

Wir können unsern Angriffspunkt wählen, und unser Feind ist und bleibt notwendiger Weise auf die Vertheidigung beschränkt. Unsere Hilfsmittel sind faktisch unbegrenzt, während seine täglich dürftiger werden müssen. Unser Handel ist frei — der seinige vernichtet. Wir haben keinen Bauernkrieg zu fürchten — kein Polen, kein Georgien, kein Mingrelieu zu bewachen und zu hüten. Zugegeben, daß Preußen und Oesterreich von uns abfallen, — wir haben bis jetzt den Krieg ohne sie geführt, wir werden es auch ferner vermögen. Es gibt kei-

nen größeren Irrthum als den, daß die Regierung, wenn sie dem Krieg ein Ende machte, den Brand der Unzufriedenheit löschen würde, welchen der Krieg entzündet hat. Vergangene Fehlgriffe können wir verzeihen, aber wenn die Regierung versucht, einen schimpflichen Vertrag als Deckmantel über ihre Irrthümer zu breiten, so ruft sie unfehlbar eine Stimmung hervor, in der die Nation sich bemogen sehen dürfte, solcher künftigen Mißwirtschaft und Schande durch entscheidende Vorsichtsmaßregeln zuvorzukommen.

Feuilleton.

Die Fahnenweihe

des vierten Bataillons des k. k. 30. Linien-Infanterie-Regiments
Graf Nugent.

Hermannstadt, den 15. Mai. Heute, am Namenstage Ihrer kaiserlichen Hoheit der durchlauchtigsten Erzherzogin Sophie, Tochter Sr. Majestät des Kaisers, fand die feierliche Weihe der dem hier in Garnison befindlichen 4. Feldbataillon des Infanterie-Regimentes Graf Nugent allergnädigst verliehenen neuen Fahne statt.

Um 9 Uhr Morgens rückte das schmucke Bataillon unter dem Kommando seines Chefs des Herrn k. k. Majors Henkl von Helbenheim in vollster Parade aus und nahm auf dem großen Platz Stellung mit der Front gegen die katholische Pfarrkirche. In der Kirche fand eine feierliche Messe statt, der Se. kaiserliche Hoheit der durchlauchtigste Herr Erzherzog Sigismund und sämtliche hohen militärischen Würdenträger unserer Stadt beiwohnten. Während der Evangelien zogen alle Offiziere in der Kirche den Säbel zum Zeichen der Beschützung und Vertheidigung ihrer Fahne und das Bataillon gab die üblichen Salven. Nach beendigter Messe wurde die mit den kostbaren, von dem romanischen Frauenverein in Kronstadt gespendeten Fahnenbändern gezierte Fahne von Sr. Hochwürden dem Herrn Feldsuperior feierlich geweiht. Die Fahne wurde hierauf aus der Kirche auf den großen Platz auf einen vor der Mitte des Bataillons aufgestellten Tisch getragen, worauf der Herr Feldsuperior die ersten drei Nägel einschlug. Se. kaiserl. Hoheit der durchlauchtigste Herr Erzherzog Sigismund schlug hierauf ebenfalls einen Nagel ein. Hierauf beteiligten sich an dem Nägeleinschlagen nach einander die Frau Gemalin Sr. Excellenz des Herrn Feldmarschalllieutenants Boredo Ritter v. Boreo, als Fahnenmutter, Sr. Excellenz der Herr Feldmarschalllieutenant Boredo Ritter v. Boreo, ad Latas Sr. Durchl. des Herrn Militär- und Civil-Gouverneurs, eine Anzahl der angesehensten Damen unserer Stadt, der Herr Bataillonskommandant, die Herren Offiziere des Bataillons, die Feldwebel, von jeder Kompagnie zwei Korporals, zwei Gefreite und zwei Gemeine. Während des Nägeleinschlagens führte die ausgezeichnete Musikkapelle des Infanterie-Regimentes Prinz Emil der Feierlichkeit entsprechende Musikstücke aus. Nachdem diese Funktion beendigt war, präsentirte das Bataillon das Gewehr, und unter den feierlichen Klängen der Volkshymne wurde die neugeweihte Fahne von dem Fahnenträger vor die Mitte des Bataillons gebracht. Das Bataillon formirte ein Quaree.

Der Herr Bataillonskommandant übergab hierauf die neugeweihte Fahne dem Führer mit folgender Anrede in deutscher Sprache:

„Hiemit überreiche ich Ihnen das heiligste Pfand der Ehre des Bataillons — unsere neue Fahne. Dieses Siegeszeichen muß uns stets voranwehen, wenn es gilt für Ruhm und Ehre. Unser aller Blicke werden Sie immer geleiten; denn Sie sind der Träger unseres Ehrenpfandes, wir die Bürger. Sinkt unsere Fahne, so müssen Sie — wir — gefallen sein; denn so lange wir athmen, darf sie nicht sinken. Dieß Ihre, dieß unsere heiligste Pflicht!“

Die alte Fahne wurde in die Kirche getragen, worauf der Herr Bataillonskommandant an das Bataillon in polnischer Sprache folgende Ansprache hielt, die wir hier in deutscher Uebersetzung folgen lassen:

„Soldaten! das verhängnißvolle Jahr 1848 rief unser Bataillon ins Leben. Auf den ersten Ruf verließ Ihr Haus und Hof, Eltern, und Angehörige, um Euch unter die Waffen unseres erhabenen Monarchen zu stellen. — Aber noch hattet Ihr keine Fahne und die drängenden Ereignisse gestatteten nicht, eine neue für Euch zu erwirken. Da erhieltet Ihr, auf Treue und Glauben! dieses alte, ehrwürdige

Panier, das schon lange als Denkmal rühmlicher Thaten in der Kirche heiligen Stätte aufbewahrt gewesen. Mit ihm seid Ihr dem Feinde entgegengezogen; treu habt Ihr es beschützt und in vielen heißen Stunden Euch als tapfere brave Soldaten bewährt. Jenes alte Siegeszeichen geben wir nun, da uns ein neues Panier eigenthümlich verliehen wurde, — als bleibenden Schmuck der Kirche — wieder dahin zurück.

Seht hier unsere neue soeben geheiligte Fahne! Mein und unbesiegt weht sie freudig in den Lüften, als wollte sie die Worte, die sie schmücken: „für Kaiser, Vaterland und Ehre!“ uns begeisternd zurufen. Wohl, wir kennen den Sinn dieser erhabenen Worte! — Und das wir in entscheidenden Momenten — unserer heiligen Pflicht stets eingedenk — diesem höchsten Pfand der Ehre muthig folgen, es treu beschützen und bis auf unseren letzten Blutstropfen vertheidigen werden, um so zu siegen oder rühmlich zu fallen, dies wollen wir nun im Angesichte Gottes mit einem feierlichen unverbrüchlichen Eide bekräftigen.

Mögen sich unseres großen gemeinsamen Vaterlandes künftige noch verhüllte Gesichte entrollen; mögen gute oder böse Tage herankommen, uns werden sie jeden Augenblick fest und unerschütterlich finden in Muth, Treue und Hingebung für unser geliebtes durchlauchtigstes Kaiserhaus. Dies gelobe ich in Eurem — in meinem Namen.“

Bei den letzten Worten brach das Bataillon in ein dreimaliges enthusiastisches Lebehoch auf Se. Majestät unsern allergnädigsten Kaiser aus.

Hierauf wurde nach Vorlesung der betreffenden Kriegskartel in polnischer Sprache der gewöhnliche Fahneneid geleistet.

In der katholischen Pfarrkirche wurde hernach ein feierliches Ledeam abgehalten, worauf dem Bataillon mit dem Sanctissimum der Segen erteilt wurde. Bei diesen religiösen Ceremonien gab das Bataillon abermals drei Salven. Hierauf defilirte das Bataillon vor Sr. Excellenz dem Herrn Feldmarschalllieutenant Ritter von Boredo. Das Bataillon erregte sowohl während des Defilirens als auch während der ganzen Feier durch seine männlich schöne Haltung, durch das vortreffliche Aussehen, durch die Nettigkeit in der Adjustirung, durch das Gewandte und Degagirte aller Bewegungen, mit einem Worte durch den ächt militärischen Geist, der sich vorzüglich bei dieser für das Bataillon so wichtigen Feier in so vielen Zügen kundgab, allgemeine Bewunderung. Jeder einzelne Mann schien durchdrungen von der hohen Bedeutung der heutigen Feier und von der Erhabenheit seines Berufes, wo es Noth thut, einzustehen mit Blut und Leben für seine heiligsten Güter: für den Kaiser, für das Vaterland und die Ehre seiner Fahne. —

Nachmittags um 3 Uhr fand ein von dem Offizierkorps des 4. Graf Nugent Feldbataillons veranstaltetes Festdiner statt, an welchem Sr. Excellenz der Herr Feldmarschalllieutenant Ritter von Boredo, der Herr Brigadier, mehrere Stabsoffiziere und das Offizierkorps des Bataillons, Sr. Hochwürden der Herr Feldsuperior und die übrigen an der kirchlichen Feier theilnehmenden Herren Geistlichen und von der Mannschaft ein Feldwebel, ein Korporal, ein Gefreiter und ein Gemeiner, sämtliche mit der Tapferkeitsmedaille geziert, als Vertreter der übrigen Mannschaft Theil nahmen.

Der Herr Bataillonskommandant brachte den ersten Toast auf das Wohl Sr. Majestät und des allerdurchlauchtigsten Kaiserhauses, welcher mit stürmischem Jubel erwiedert wurde. Hierauf wurden Toaste gebracht auf das Wohl der Armee, des Feldmarschalls Vater Radetzky, des Feldzeugmeisters Baron Heß, Ihrer kaiserl. Hoh. Albrecht und Sigismund, Sr. Durchlaucht des Militär- und Civilgouverneurs

1855. auf. 46. 22

wenn sie dem
löschten würde,
Te können wir
mpflichen Ver-
o ruft sie un-
bewogen sehen
durch entschei-

Fürsten Karl von Schwarzenberg; der Frau Fahnenmutter; der Herr Bataillons-Kommandant Major von Henkl brachte dem romanischen Frauenverein in Kronstadt, der durch die Spende der so werthvollen und prächtigen Fahnenbänder einen ehrenden Platz in der Erinnerung des Bataillons behauptet, einen Toast, der mit sehr lebhaften Aklamationen erwiedert wurde. Während des Dinens spielte die Musikkapelle des Infanterie-Regiments Prinz Emil am großen Platz. Abends hatte die Mannschaft des Bataillons, um ihre Theilnahme an der für sie so wichtigen Feier auch ihrerseits nach Kräften zu betheiligen, eine Beleuchtung ihrer Kasernengebäude aus freien Stücken improvisirt.

Vorzüglich kann hier die Kaserne am Johannesweg der 19. und 20. Kompagnie bemerkt werden. Das Thor war mit Fahnen und farbigen Lampen geziert, im 1. Stocke waren 3 Transparente angebracht; in der Mitte das Bildniß Sr. k. apost. Majestät in Lebensgröße, dann rechts und links eine Pyramide: mit den Inschriften „Gott erhalte unsern guten Kaiser und Bivat die Kaiserin!“ Die Musik von Emil Infanterie begleitete den Zapfenstreich zu allen Kasernen des Bataillons. Später hatte sich die Mannschaft in den Zimmern der gedachten Kaserne eingefunden, und bei einer gemiethten Streich-Musik ein Tänztchen improvisirt. Der Herr Bataillonskommandant Major v. Henkl und viele Offiziere des Bataillons, begleiteten den frohen Zug von Kaserne zu Kaserne und verblieben auch längere Zeit bei der erwähnten Tanzunterhaltung der Mannschaft, wobei wieder nicht endenwollende Bivats auf das Wohl Sr. Majestät und das ganze Kaiserhaus, so wie auf die übrigen Vorgesetzten und in Entgegnung auf die gesammte Mannschaft ausgebracht wurden.

Ein Brief aus Paris.

Von M. G. Saphir.

Paris, 8. Mai 1855.

Pianori ist zum Tod verurtheilt worden. Wer gestern in den Saal wollte, mußte quengeln machen wie beim Theater. Um 9 Uhr wurden die Thore geöffnet, nur wenige Karten wurden an Private wie ich hin vertheilt. Die Räume waren von der Elite der Pariser Welt besetzt, Frauen wurden gar nicht eingelassen; warum?

Nach 10 Uhr wurde der Angeklagte hereingeführt. Die allgemeine Neugierde gab sich durch eine Bewegung wie das leise Rauschen des Meeres kund.

Pianoris Persönlichkeit ist ganz unbedeutend; weder Romantiker noch Schwärmer, weder Heldenthum noch Fanatismus, weder Resignation noch Trost spricht aus diesen stagnirenden Zügen, aus dieser mittelgroßen Gestalt, die sich ohne Energie trägt, aus diesem Mißwachs von Schnurbart, der sich mit dem braunen Rundbart vereinigt; nur sein Auge ist kühn und sein Blick frech.

Ruhig, ich möchte sagen mit Apathie, läßt er seine Blicke auf das Publikum schweifen, gleichgültig, gleichsam als fände er es nicht des Ansehens werth, kehrt er seine Blicke davon wieder weg und die Verhandlung beginnt. Der Anklageakt wird verlesen, er enthält die bekannten Daten über das von Pianori am 28. April begangene Attentat. Aus dem Ganzen theile ich hier summarisch die Biographie dieses demokratischen Schusters mit.

Eine Depesche der französischen Legation aus Rom vom 2. Mai gibt Folgendes an: Pianori ist 32 Jahre alt, Schuster, verheirathet, Vater von zwei Kindern. Ein politisches Mordmotiv bewog ihn zu emigriren, später brach er aus den Gefängnissen von Servia aus. Im Jahre 1849 diente er in den revolutionären Banden, welche gegen die Franzosen kämpften. Nach mehreren Mordthaten und Verbrechen, die Pianori beging, kam er doch von Zeit zu Zeit von Genua, wohin er sich flüchtete, zurück, um neue Verbrechen zu begehen.

Eine zweite Depesche vom 3. Mai trägt nach, daß Pianori zu zwölf Jahren Galeere verurtheilt wurde wegen eines Mordthatens. Das sind also die Antecedentien des Angeklagten.

Im Jahre 1851 begab sich Pianori nach Marseille, von da ging er unter dem Namen Liverani nach Lyon, von da nach Chalons sur Saone, und von da nach Paris, wo er bis zum Dezember blieb, dann nach London ging, wo er bis zum Ende März 1853 blieb, und um diese Zeit nach Paris zurückkehrte. Von dieser Zeit an wohnte Pianori bei einer gewissen Michelet, Boulevard Pigalle Nr. 40. Den ganzen Monat April verlebte Pianori ohne Geschäft,

ohne Arbeit, getheilt zwischen brütender Einsamkeit und liederlicher Schwelgerei. Der Morgen des Tages, an welchem er sein fluchwürdiges Unternehmen ausübte, sah in seinem Logis noch eine Orgie feiern.

Zwischen 5—6 Uhr geschah, was wir Alle schon wissen. Pianori leugnet nicht, doch findet sich ein Widerspruch, einmal will er den Kaiser morden, weil er ihn und seine Familie brotlos machte, also ein persönliches Motiv, das anderemal will er den Kaiser ermorden, weil er sein Vaterland unglücklich, Rom unglücklich gemacht hat.

Pianori leugnet fest und beharrlich jede Konspirations-Idee, er will durchaus als Einzelner und nicht auf Antrieb gehandelt haben. Alle Daten aber sprechen dagegen. Seit 1849 trennend der blutigen Fahne der Insurrection, fand ihn der 28. April 1855 nur treu dem Systeme des Mordes und der italienischen Demokratie, welchem er sechs Jahre lang buldigte. In London, wo dieser Herd der politischen Verbrecher den Meuchelmord nach allen Seiten des Festlandes aussendet, in London weilte Pianori mehrere Monate, in London kaufte er die Pistole, mit welcher er das Verbrechen beging. Von London bringt er auch die zwei anderen Pistolen mit, welche man bei ihm fand, von London bringt Pianori auch das Geld mit, welches ihn in Stand setzte, ohne Arbeit ein Wohlleben mit Debauche zu führen, sich luxuriöse Kleider und ein Dolchmesser anzuschaffen.

„Pianori“, so schloß die Anklage-Akte, „handelte nicht unter dem Einfluß einer persönlichen Feindschaft, entschlossener und bezahlter Mörder, er war nur der Arm jener Partei, die ihm mit Dolch und Pistolen versah, und die ihn auch mit Geld versah.“

Nach einem langen, aber unwesentlichen Zeugenverhör nimmt der General-Prokurator Herr Roulland das Wort und sagt: „Der Angeklagte Pianori hat dem Kaiser nach dem Leben getrachtet, er selbst bekemt das Verbrechen, er wollte, wie er sagt, die Expedition nach Rom rächen, d. h.: die römische Demagogie besiegen und verjagt durch die französischen Waffen.“

In dem Geständniß dieses Verbrechers, so fährt der General-Prokurator ungefähr fort, hätte man, den Termes der Konstitution zufolge, den Verbrecher an die haute-cour weisen können, allein bei so einem gemeinen Verbrecher, der seine Doctrinen in Pistolenschüsse übersetzt, bedarf's einer schnellen Justiz. Man wird vielleicht fragen, so fährt der General-Prokurator noch fort — und die Worte sind inhaltsschwer! — warum dieses Verbrechen so schnell abgethan wird, ohne sich erst die Zeit mit Ergründung der Mitschuldigen zu nehmen? Man beruhige sich, die wachsame Staatspolizei berührt mit ihrem Finger schon alle Jene; welche sie im Interesse hat u. s. w.

Darauf nimmt der Advokat des Verbrechers das Wort, was er vorbringt, sind Worte, die er an die Nachsicht der Jury, an die Gnade des höchsten Vollstreckers richtet.

Der Präsident fragt hierauf: „Pianori, stehen Sie auf, haben Sie noch etwas zu Ihrer Vertheidigung hinzuzufügen?“

Pianori: „Non Monsier.“

Die Jury zieht sich zurück; nach 10 Minuten kommt sie zurück und sagt: „Auf Ehre und Gewissen, vor Gott und Menschen, die Erklärung der Majorität der Jury lautet: Ja, der Angeklagte ist schuldig.“

Darauf verliest der Greffier das Verdict, welches auf Todesstrafe lautet.

Der Präsident sagt: „Angeklagter, es stehen Ihnen drei Tage zum Kassationsgesuch frei.“

Pianori hört diese Worte mit jenem Phlegma an, mit welchem er eintrat, mit welchem er die ganze Verhandlung anhörte und verläßt festen Schrittes den Saal. Die Ruhe dieses gemeinen Verbrechers, — denn ein solcher ist Pianori, ein alter, inveterirter Verbrecher, eine schlimmerische Bestie, — diese fast frappirende Ruhe biegt so zu sagen der Geschichte und der psychologischen Moralggeschichte eine Paroli!

Diese Stoa, diese erhabene Ruhe, welche die Geschichte dem Tod großer Individualitäten vindizirt, diese Ruhe, mit welcher Sokrates den Tod trank, mit welcher Johanna d'Arc den Feuertod ertrug, mit welcher die Märtyrer ihrem Tod entgegenzogen, diese Ruhe und stolische Todesverachtung, welche man für die Kennzeichnungen eines großen Bewußtseins, eines unbestechten Gewissens hält, sie zeigt sich uns auch oft bei den verruchtesten Böfewichtern, bei den

n in der Kirche
r dem Feinde
vielen heißen
Genes alte Sie-
enthümlich ver-
che — wieder

Rein und un-
die Worte, die
ans begeisternd
en Worte! —
heiligen Pflicht
muthig folgen,
opfen verthei-
dies wollen
unverbrüchlichen

des künftige noch
age herankom-
hütterlich finden
durchlauchtigstes
Namen.“
ein dreimaliges
allergnädigsten

Kriegsartikel in
t.

ein feierliches
Sanctissimum
monien gab das
Bataillon vor
er von Bordolo.
rens als auch
Haltung, durch
der Abjurierung,
en, mit einem
gültig bei dieser
Zügen kundgab,
n durchdrungen
n der Erhaben-
mit Blut und
r das Vaterland

ierkorps des 4.
statt, an welchem
von Bordolo,
das Offizierkorps
uperior und die
Herren Geist-
in Korporal, ein
pferleitsmedaille
nahmen.

ersten Toast auf
en Kaiserhaus,
Hierauf wurden
marschalls Vater
el. Hoh. Albrecht
Civilgouverneur

von allen Lastern angefressenen Verbrechern, welche dem Galgen und Rad mit einer Philosophie, mit der frappirenden Freudigkeit eines Märtyrertodes entgegen gehn! — Was ist die menschliche Natur?!

Ein ganz gemeiner verruchter Mörder, dem die Sünde ein Geschäft ist und das Verbrechen ein Spielzeug, der sich für Geld zur Blutthat vermiethet, der Gott und die Bibel und die Gesetze der Natur mit Füßen tritt, dieser Mensch hält sich vielleicht verpflichtet, einen verbrecherischen Eid zu halten, den er einer Rotte von Mithörnern leistete, ihre Namen zu verschweigen?!

Diese Todesverachtung könnte eine Art von Glorie, von politischer Glorie um das Haupt eines solchen Königsmörders werfen, wenn sie nicht auch bei Räubern und Mordbrennern und Vatermördern wohnte, welche wir mit einer Art von Seelenheiterkeit und Berklärung die Stufen der Leiter betreten sehen, welche sie über ihre Mitmenschen erhebt.

Das Interessanteste in der Verhandlung war für mich das Argument, mit welcher London und England als der Mittel- und Ausgangspunkt dieses und aller ähnlichen Attentate bezeichnet wurde, und mit welchen glühenden Redezangen der Redner feurige Kohlen auf die Situation des Landes sammelte, welches gestattet oder gestatten muß, daß in ihm der Hexenkessel sich einbürgert, in welchem Mord und Todtschlag und Meuterei für alle Länder und Regierungen gebraut und versendet werden.

Ich bin neugierig, welchen Nachklang dieses Zuwälzen der Revolutionsbegünstigung in den Londoner Blättern finden wird.

Ich glaube, diese Flocke Feuer, geworfen in das Coblenz der Revolutionsmacher, dürfte dort drüben nicht ohne Folgen bleiben.

Miscellen.

(Brandunglück.) In der sächsischen Stadt Zwönitz brach am 2. d. Nachts ein Feuer aus, bei dem drei Menschen ums Leben kamen: ein Greis von 70 Jahren, dessen Tochter, Mutter von 9 Kindern, und eine 4jährige Enkelin. Seine Tochter hatte 8 Kinder, darunter einen Säugling von 6 Monaten, glücklich gerettet, und als sie, sich zu vergewissern, daß keines ihrer Lieben fehlt, die Schaar überfieht, stürzt sie mit dem Ausrufe: Meine Amel fehlt! nochmals in das über und über brennende Haus — um nicht wiederzukehren. Aus den rauchenden Trümmern zog man die Mutter mit ihrem Kinde, wie sie es umschlungen hielt und mit ihrem Leibe vor den Flammen hatte schützen wollen. Der Leichnam des Greises war schrecklich verstümmelt ohne Kopf und ohne Beine.

(Audienz zweier Nonnen beim Sultan.) Aus Konstantinopel erzählt der kirchliche Anzeiger für Katholiken Folgendes: „Hier, wo man die kleinen Spitzbuben hängt und die großen laufen läßt, hatte man wieder einen armen Schächer über irgend einer Unthat erwischt. Der Prozeß war bald beendet und der blutarme Türke zum Tode verurtheilt. Da saß er nun und lamentirte, aber es half ihm nichts. Auch seine acht kleinen Kinder jammernten, so daß es sogar die Barmherzigen Schwestern im französischen Hospital vernahmen. Das half aber. Die wurden sofort von Mitleid ergriffen und gedachten, den um eines geringen Verbrechens willen verurtheilten Türken zu erlösen. Sie rathen und rathen, und denken endlich, es sei am besten, wenn ein Paar von ihnen direct zum Sultan gingen. Gesagt, gethan; zwei Schwestern machen sich auf den Weg und melden sich am Palast des Großtürken. Man staunt, was diese französischen Nonnen wohl erbitten mögen, und mit der Audienz will es lange nicht vorwärts gehen. Aber die Beharrlichkeit der Schwestern siegt. Endlich werden sie doch beim Sultan eingeführt, der sie nach Landesbrauch mit der Tabakspfeife im Munde empfängt. Abd-ul-Medschid, obgleich Türke, ist ein Mann von Geist, der von den Europäern Lebensart angenommen. Er nimmt die Schwestern mit Wohlwollen auf. Sie erklären den Gegenstand ihres Gesuchs dem Sultan, der sie herablassend und lächelnd anhört. „Ich gewähre die Gnade,“ antwortete er; „kann ich etwas dem heiligen Eifer versagen, der dem Herzen solche Gedanken einflößt? Sie ist schön, die Religion, die, o heilige Frauen, eine Aufopferung

wie die eure einflößt. Folget diesem Offizier“ (der Sultan bezeichnete den selben), „er wird euch in das Gefängnis führen. Ihr sollt die Freude haben, mit euern eigenen Händen euern Schützling zu befreien, um ihn seinen Kindern wiederzugeben.“ Und da die Schwestern sich gerührt entfernten, indem sie zu danken versuchten, fügte der Sultan hinzu: „Vergeßt den Weg zu diesem Palast nicht! Jedesmal, wenn ihr mich um etwas zu bitten habt, fürchtet euch nur nicht! werden euch alle Thüren geöffnet sein, euch Engeln der Barmherzigkeit.“

(Ein weißer Mohr.) Joseph Daniel ist ein in Kentucky im Jahre 1810 geborner Neger, gegenwärtig Slave zu Calmi County in Missouri. Er ist von Eltern von der tiefsten Ebenholzschwärze geboren, schwarz zur Welt gekommen und bis zu seinem 16. Jahre schwarz geblieben. Zu dieser Epoche wurde er von einem Hunde in den Kopf gebissen; der Hund war gesund und die Wunde schien keine ernstliche. Wir müssen des Umstandes erwähnen, daß Daniel unvorhergesehen überfallen wurde, da er das Thier sich nicht nahen sah, dessen Wuth er erregt hatte. Zwei Wochen nach diesem Vorfall stellte sich eine sonderbare Veränderung in der Färbung des armen Slaven ein. Seine Haare wurden grau, seine Haut weniger schwarz, gänzlich weiße Flecken erschienen, vergrößerten sich und in seinem 23. Jahre bot er den jetzigen Anblick. Mit Ausnahme des Gesichtes, das zur Hälfte braun, zur Hälfte weiß mit einigen schwarzen Flecken von der Größe eines Steckradelknopfes, ist der ganze Körper des Slaven weiß, nicht gelblich weiß, wie die Farbe des Albinos, sondern von reinster kaukasischer Weiße. Daniel war nie krank. In seinem 23. Jahre heiratete er eine Negerin und erhielt von ihr einen Sohn, der so schwarz wie seine Mutter ist. Dr. Hammer v. St. Louis, der über diesen seltsamen Fall berichtet, meint, man könne mehr als ein Beispiel, daß Haare in Folge eines plötzlichen Schreckens weiß geworden. Der Biß des Hundes habe eine heftige Aufregung bei dem Neger erzeugt, der nicht anders glaubte, als daß er wasserscheu werden würde und möglicherweise habe diese Nervenerschütterung die Bleichung des Slaven veranlaßt.

Hr. Thomas Wilson in London hat im Auftrage der türkischen Gesandtschaft den Plan zu einer Canalverbindung der Donau mit dem schwarzen Meer ausgearbeitet. Der Canal würde zwischen Czernawoda und Raffowa beginnen und bei Kuffendische münden. Bekanntlich hat vor Zeiten in derselben Richtung bereits eine Verbindung der Donau mit dem schwarzen Meere bestanden. Der Canal würde eine Länge von 7 deutschen Meilen haben, wofür eine Fahrt von 33 Meilen erspart und zugleich das russische Donauufer umgangen würde.

Als der jetzige Kaiser der Franzosen noch Präsident war, bat ihn vertraulich eine Dame, er möchte doch seine Macht anwenden, um das Tabakrauchen zu verbieten, denn es sei doch nur ein Laster. Ludwig Napoleon erwiederte darauf, das Rauchen sei allerdings ein Laster, aber ein Laster, welches dem Staat 100 Millionen einbringe. Dennoch sei er entschlossen, das Laster abzuschaffen, wenn ihm nur die Dame eine menschliche Tugend nennen wolle, welche eben so einträglich zu werden verspreche.

Wiener Börsencourse.

Vom 18. Mai.

5 ^o Staatsanleiheverschreibungen	79 ¹³ / ₁₆
4 ^o „ „	185 ² / ₁₆
4 ^o „ „	69 ⁵ / ₁₆
1859 Loose für 100 fl.	—
Futurest für einen Gulden	— Para.
London, für 1 Pfund Sterling	12 27
Banckattien	—
Gold	32 ¹ / ₄
Silber (Augsburg.)	128
Nationalanlehen von 1854	84 ⁵ / ₁₆
Lottoanlehen 1854	—

Cours in Kronstadt, am 19. Mai.

Gold (Dufaten)	5 fl. 54 fr. C. & M.
Silber	27 %

Unter der Verantwortung des Verlegers.

Gedruckt und im Verlag in Johann Gött's Buchdruckerei in Kronstadt.